

Meine 5 Strategien, um nicht im Absturz zu verharren

Das Leben hat mich auf einiges Elend vorbereitet, aber nicht darauf, ein fallender Mensch zu werden. Wahrscheinlich habt ihr schon bemerkt, dass ich der nervöseren Kategorie der Menschen angehöre. Bis jetzt habe ich mein Leben mit hin- und hereilen verbracht. Wie ein kleines, geländegängiges Motorrad, mit dem man über Stock und Stein brausen kann. Schon, als ich klein war und in den Keller Kohle holen gehen musste, nahm ich erst zwei, dann drei Treppenstufen auf einmal, um schneller zu sein. Aber auch mit dem größten Schwung gelang es mir nie, vier Treppenstufen zugleich zu nehmen – dafür blieben meine Beine zu kurz. Schon immer schnellte ich für Kleinigkeiten hoch. In der Schule flatterten meine Sachen in alle Himmelsrichtungen. Auf der Tanzfläche tanzte ich nicht, nein, ich hüpfte. Kurz und gut, ich konnte schlicht und einfach nie stillhalten. Diese Raserei hat mir gerade bei meinem ersten Beruf als Koch weitergeholfen: Wenn eine Menge Kunden gleichzeitig anströmt und bedient werden will, muss ein guter Küchenchef auch mal Gas geben können. In solchen Situationen lief es bei mir wie am Schnürchen. Dank diesem Temperament erhielt ich vielerlei Sympathien: Von den Kunden zum Beispiel, die es sehr begeistern konnte, den kleinen Chef hinter den viel größeren Kochtöpfen wirken zu sehen. Andererseits auch von der Sorte Menschen, die es nicht gewohnt sind, so zu funktionieren: Zum Beispiel in New York, wo ich das Glück hatte, einige Zeit zu leben, schienen die großen weißen Amerikaner entzückt; sie sagten, ich erinnere sie an Dustin Hoffmann, was mir natürlich große Freude bereitete.

Und plötzlich nimmt all das ein Ende. Es ist aus. Das Leben wird es mir auf harte Weise zeigen. Wenn ich zum Beispiel sitze und nach einem Gegenstand hinter mir greifen will ist mein normaler Reflex,

hochzuschleunigen, wobei ich eine halbe Umdrehung mache, den Gegenstand erhasche und im gleichen Moment die Stuhllehne ergreife, um mich schnellstens wieder hinzusetzen. Wenn ich nun eine solche Bewegung machen will, befinde ich mich zu 99 Prozent auf dem Boden. Und das geschieht immer wieder. Von Chaplin gespielt mag das amüsant sein, wenn es jedoch zum täglichen Los gehört, findet man es weniger lustig.

Mein Körper befremdet mich immer mehr. Wie ein armes, steifes Tier, das man zähmen muss. Einige der neuen Reflexe werden meinem Körper besonders viele Schwierigkeiten bereiten. Zum Beispiel, wenn das Telefon klingelt – ich spreche von der Zeit, als es noch keine tragbaren Telefone gab – kann ich es nicht lassen, wie zuvor alle mir denkbaren Muskeln zu mobilisieren, um aufzuschleunigen. Plumps! Und ich beiße in den Teppich.

Und draußen erst! Wie oft werde ich stolpern, weil ich vergaß, auf die Pflastersteine zu achten. Es ist fürchterlich, die Strasse, das Viertel, die Stadt, in der man lebt, von der Perspektive des Bodens aus kennen zu lernen. Man meint, alles zu kennen und jede kleine Veränderung verlangt von Neuem große Aufmerksamkeit. Von nun an muss ich die kleinsten Unebenheiten auf den Zentimeter, ja, sogar auf den Millimeter genau berechnen. Ich werde lernen müssen, vorzuschauen und meine Strecken im Schneckentempo zurückzulegen. Die Dimensionen werden fortan von großer Bedeutung sein. Als ob ich mich auf einem Planeten befinden würde, auf dem die Schwerkraft so stark ist, dass es mich zerdrückt; als wechselte ich von einer Welt mit drei Dimensionen in eine mit nur zwei Dimensionen. Ist der Boden leicht erhöht, uneben, glatt oder sogar sehr eben? Das werden wesentliche Fragen für mich. Ich werde meine Füße immer weniger heben können. Sie werden über den Boden schleifen. Wie Harken. Klar werde ich auch aufpassen, nicht ständig in Hundedreck zu treten.

Diese bedrückende Metamorphose ist von einem ständigen Schamgefühl begleitet, das noch ausgeprägter ist, wenn ich in Begleitung bin. Wir leben in einer Spiegelgesellschaft. Die Behinderung wird uns vom Blick der Anderen widergespiegelt. Immer mehr torkle ich, wie ein Alkoholiker. Wie ein Hampelmann. Doppeltem Leid ausgesetzt: Auf die Schnauze fallen und dabei noch die Demütigung ertragen müssen. Das Schlimmste ist die Anwesenheit meiner Kinder, obwohl ich von ihnen ausgehend ein

enormes Mitgefühl verspüre. Alles spielt sich in den Blicken ihrer Freunde ab. Ich werde eine Szene nie vergessen: Zina führte ein Theaterstück auf. Ich kam torkelnd und musste, unter den Blicken der erstickend lachenden Kinder, den Saal bis zu meinem Platz durchqueren. Ja, ich werde die Macht des teilweise bösartigen Blickes der Anderen kennen lernen. Der Blick der Kinder wird oft zu einer beharrlichen Unerträglichkeit werden.

Man sagt oft, wir hätten fünf Sinne – der Sechste gehört für viele zur Intuition. Meine Krankheit zeigt mir diesbezüglich, dass das Gleichgewicht zum ersten unserer Sinne zählt. Wie so oft, wenn man etwas verliert, merkt man den Wert des Verlorenen. Mit dem Verlust des Gleichgewichts verliert man gleichzeitig die Unabhängigkeit und Entscheidungsfreiheit. Für einen Menschen wie mich ist diese Einsicht ein tiefer Einschnitt, ein Zerbrechen meines Wesens. Für mich war die Freiheit das Größte, lieber Sterben, als die Freiheit zu verlieren.

Zum Glück ist es aber doch nicht ganz so zerstörerisch, das Zerbrechen in mir, es hat mich nicht umgebracht. Parallel zu meiner Erschlagenheit und Beschämtheit kommt eine immer größere Art von Zorn – Zorn, leben zu wollen – in mir auf. Ich werde Jahre brauchen, um zu verstehen, dass ich, während ich mich meiner Krankheit nicht beuge, eine Art Sicherheit in mir wachsen lasse, dass ich es schaffen werde. Dass ich mich nicht vom Schrecken in diesem gitterlosen Gefängnis ersticken lasse. Dass ich mein Gleichgewicht, sprich meine Freiheit, wiederfinden werde.

Pure Wahnvorstellung? Zweifellos denken das viele „vernünftige“ Menschen. Ist die Multiple Sklerose nicht eine dieser Krankheiten, die man im besten Fall lindern, aber nicht heilen kann?

Nun, rückblickend, nach 20 Jahren und nach vier Weltreisen, um nach der geeigneten Medizin zu suchen, die mir meine Beine zurückgeben kann – es funktioniert. Seit zwei Jahren – hipp, hipp, hurra – scheint es mir, dass sowohl mein Überlebensinstinkt, als auch mein Durst nach Glück mir fünf Strategien geschenkt haben, um das unvermeidliche Versinken nicht zuzulassen.

Meine erste Strategie war das Widerstreben.

Die Verweigerung. Mir war bewusst, dass das Kortison meine Schmerzen lindern würde, sogar stark lindern, so stark, dass ich mich für einen kurzen Moment gesund fühlen könnte. Bald müssten die Dosierungen gesteigert werden und das für ein mäßig überzeugendes Resultat. Mein Herz würde darunter leiden und langsam auch einige meiner lebenswichtigen Organe, zum Beispiel mein Knochenmark. Nicht zu sprechen von den Nebenwirkungen des Medikamentes, die sich zu meiner Behinderung fügen würden. Gewiss war ich mir bewusst, dass in einigen Notfällen das Kortison Leben retten kann. Ich habe eine Person gekannt, die an Asthma litt und durch das Kortison einige Jahre länger leben konnte. Es handelt sich um ein kostbares Medikament. Aber ich wusste auch, dass wenn ich damit anfangen würde, ich nicht mehr zurück könnte. Das wäre für mich, wie von Anfang an zu akzeptieren, dass ich abhängig von etwas werden würde, das definitiv behindert. Das kam gar nicht erst in Frage. Ich habe keinen Tropfen davon geschluckt, was vielleicht purer Irrsinn war. Aber es kam ohne zu Zögern. Mein ganzer Glaube daran, dass jeder von uns sein eigenes Leben, sei es noch so hart, selbst steuern kann, kam aus dieser Handlung.

Diese erste Strategie war zweifellos nötig, reichte allerdings nicht aus, um mich zu heilen.

Meine zweite Strategie war die Verleugnung.

Eine kleine Stimme in meinem Inneren flüsterte über Monate hinweg, dass die Ärzte sich wohl getäuscht hätten, dass ich nicht an MS leide, sondern an einer anderen, heilbaren Krankheit. Diese kleine Stimme bezog sich auf ein Erlebnis von früher, als ich in einem großen Unternehmen angestellt war. Eine ärztliche Untersuchung war dort obligatorisch. Als der Arzt das Röntgenbild begutachtete, machte er eine Bemerkung, die mich sehr traf: „Sagen Sie mal, nicht gerade erfreulich, das Ganze. Wissen sie, dass sie große Chancen haben, im Alter gelähmt zu sein?“ Ich stellte ihm Fragen. Er hat mir gezeigt, dass ich an einer doppelten Skoliose (seitliche Wirbelsäulenverkrümmung) leide und dass das eine Lähmung zur Folge haben könnte. Konnte etwas dagegen unternommen werden? Ich weiß nicht mehr, ob er mir eine Behandlung vorschlug. Ich verließ ihn in Eile und vergaß so schnell wie möglich seine Warnung.

Zwölf Jahre später und einige Monate nach der Diagnose der Ärzte aus Toulouse, die eine MS entdeckt hatten, kam dieses Erlebnis wie aus einer dunklen Schublade wieder in mein Gedächtnis. Plötzliche Freude kam in mir auf. Die Ärzte aus Toulouse haben sich sicherlich getäuscht. Ich habe sofort eine Analyse machen lassen, aber nichts Neues kam heraus: Meine Wirbelsäule, gewiss sehr verkrümmt, zeigte keine spezielle Anomalität. Ich konnte es kaum glauben. Ich habe die Bemerkung des Arbeitsarztes nicht erfunden, im Gegenteil, ich konnte mich daran erinnern, als sei ich gestern erst bei ihm gewesen. Mehrere Male kam ich darauf zurück und verlangte in verschiedenen Kliniken eine Untersuchung meiner Wirbelsäule. Immer in der Hoffnung, sie würden eine motorische Anomalität, die operiert werden könnte, feststellen. Ich gab nicht auf: „Mein Kreuz, schauen sie doch mein Kreuz genauer an! Könnt ihr nichts Anormales feststellen?“ Die Aussagen blieben immer dieselben. Kein Zusammenhang zwischen meiner Behinderung und meinen Wirbeln.

Ich bin mir sicher, dass mein Glaube an eine falsche Diagnose mir jahrelang Energie zugeführt hat, selbst wenn ich am Schluss niemandem mehr davon erzählte.

Diese zweite Strategie war zweifellos nötig, reichte allerdings nicht aus, um mich zu heilen.

Meine dritte Strategie war meine Vorliebe für das Metaphysische und für die volkstümliche Magie.

Ich besuchte über Jahre hinweg Heilpraktiker; in der Ariège nennt man sie „die Albern“. Diese Heilpraktiker sind von der ganz besonders magischen Sorte. Sie sind imstande, einem den verrenkten Rücken zu lösen, nur indem sie die Hände auflegen und dabei ein Gebet rezitieren. Wie oft hatte ich nicht zu Beginn unseres Bauernlebens die Wirbel blockiert, Hexenschuss, steifer Hals, alles kam vor. Die Heilpraktiker waren für mich eine regelrechte Entdeckung. Es reichte schon aus, dass einer von ihnen ein Gebet für mich sprach und ich konnte ruhig wieder nach Hause gehen. Am nächsten Tag war ich geheilt. Mir ist egal, wie sich so etwas erklären lässt. Ich weiß lediglich, dass es funktioniert und das reicht mir aus. Das Prinzip jeglicher guter Therapie ist es, den Schmerz zu lindern

und zu heilen. Den Prozess erklären zu können ist gewiss interessant, aber schließlich doch zweitrangig.

Eine andere verwirrende „Magie“ betrifft die Beziehungen zwischen Mensch und Tier. Es kam vor, dass meine Kühe an Räude litten. Diese Hautkrankheit zeichnet Kreise in das Fell der Tiere. Das Fell löst sich nach und nach ab. Ich war besorgt und es zog mir das Herz zusammen, zu sehen wie sich die Kühe enthaarten. Eines Abends stand es schlimm um eine meiner Kühe und es hat mich zutiefst beschäftigt, so dass ich in der Nacht kein Auge zumachen konnte. Ratet, was am nächsten Tag geschah: Meine Kuh war geheilt, aber ich hatte die Räude! Obwohl ich denke, dass es sich bei der Kuhräude und der der Menschen nicht um dieselbe Bakterie handelt. Es ging hier nicht um die Bakterien. Um was, weiß ich nicht. Sicherlich besteht ein Zusammenhang mit subtilen Einflüssen zwischen verschiedenen Lebewesen. Die Wissenschaft ist noch weit davon entfernt, alles erklären zu können!

So, wie es viele unerforschte Beziehungen gibt, gibt es auch viele magische Zusammenhänge zwischen der Welt und uns. Die Umgebung, in der wir leben, kann uns mit anderen Heilmethoden nähren. Heilmethoden, die oft als „irrational“ abgestempelt werden, weil man dafür keine Erklärung finden kann. Was letztlich keine rationale Abkürzung dafür ist, es nicht verstehen zu wollen! So, zum Beispiel, das chinesische *Feng Shui*, das einige wissenschaftlich unter Geobiologie einordnen wollen. Die Geobiologie sagt: Die Erdoberfläche ist mit einem besonderen Magnetfeld, in Form eines Netzes, überzogen. Jedes Kettenglied des Netzes misst einige wenige Meter. Dr. Artman hat bemerkt, dass dasselbe Medikament der gleichen Person, jedoch nicht am gleichen Ort gegeben, nicht dieselbe Wirkung erbringt. Schematisch gesehen würde das Leben auf die verschiedenen Magnetfelder der Erde verschieden reagieren. Je nach Lebewesen können die Magnetfelder verschiedene Auswirkungen haben. Die Ameisen zum Beispiel mögen es, sich auf den Knotenpunkten der jeweiligen Magnetfelder zu vermehren. Für die Menschen sind genau diese Magnetfeldknoten krankheitserregend. Als wir unsere Farm in der *Ariège* zum Verkauf ausgeschrieben hatten, kam ein Freund vorbei – zwar etwas zu spät – um unser Haus auf Magnetfelder und Knotenpunkte zu untersuchen. So erfuhr ich, dass ich offensichtlich über Jahre hinweg auf einem Knotenpunkt geschlafen hatte, vertikal zu einer Wasserader.

Seitdem habe ich gelernt, zwischen den „Knoten“ zu navigieren, überzeugt davon, dass man negative Faktoren in seinem Umfeld zu positiven umkehren kann. Mir scheint, dass auch das chinesische *Feng Shui* auf diesem Spiel der Waage aufgebaut ist. Ich denke nicht, dass es sich hier um absolute Wahrheiten handelt – oder doch? Was ich hier, vor allem in unserem diesbezüglich verklemmten Frankreich, sagen möchte ist, dass es mir wichtig erscheint, die Realität um uns mit allen unseren Sinnen wahrzunehmen und nicht alles mit Theorien erklären zu wollen. Unsere unerfreulichen Theorien der manchmal lebensmüden Wissenschaft, die das Gefühl verbreitet, nur ihre Vision sei die richtige für diese Welt. Noch bevor ich an der Universität studierte, auch wenn ich einer sogenannten „materialistischen“ Bewegung angehörte, habe ich nie aufgehört, an eine gewisse Magie der Welt zu glauben.

Diese dritte Strategie war zweifellos nötig, reichte allerdings nicht aus, um mich zu heilen.

Meine vierte Strategie war, alle nur möglichen Heilmethoden zu testen.

Ich habe Etliches ausprobiert. Physiotherapie. Aromatherapie. Osteopathie. Homöopathie. Akupunktur. Da offensichtlich nichts wirkte, habe ich mich entschlossen, Dr. Tubéry aufzusuchen. Seine erstaunliche Laufbahn interessierte mich. Ursprünglich war er Arzt in einem großen Unternehmen, schließlich landete er in Afrika, um eine Sammlung traditioneller Rezepturen zu studieren. Er hat auch verschiedene Pflanzen mitgebracht, unter Anderem auch das *Desmodium*, aus dem er Medikamente herstellen wollte. Selbstverständlich hat es nicht lange gedauert, bis ihm der Ärzte- und Pharmazeutikverband und die Gesundheitsverwaltung auf den Fersen waren.

Ich bin also zu ihm gegangen. Nach Toulouse. Man hat mir ganz besonders aufmerksam zugehört. Dr. Casimir, Dr. Tubérys Assistentin, konnte mir leider nichts anderes als eine hoch entwickelte Beobachtungsmethode versprechen: Eine regelmäßige Blutanalyse durch Elektrophorese. Untersuchungen der Spurenelemente und des Magnesiumsgehaltes. Dadurch könnte die Entwicklung der Krankheit festgestellt werden.

Beobachten. War ich nicht bereits im Begriff, meinen Körper zu beobachten? Meine aufgeweckten, wenn auch strapazierten Sinne sagten mir,

mich nicht der Passivität der Behinderung hinzugeben. Die Zeit, sich gehen zu lassen, kann noch immer kommen, aber in der Zwischenzeit hatte ich die Energie, um jeden Preis eine mir angemessene Therapie zu finden.

Diese vierte Strategie war zweifellos nötig, reichte allerdings nicht aus, um mich zu heilen.

Meine fünfte Strategie kam erst instinktiv: Nach Afrika reisen.

Teils auch durch die Vierte ausgelöst – durch die tropischen Forschungsreisen des Dr. Tubéry – aber auch verwurzelt durch meine Familiengeschichte und anderen Faktoren, die mir damals noch nicht ganz klar waren. Von dem Moment an, als meine Frau und ich uns entschlossen, die Farm zu verkaufen, trieb mich eine unwiderstehliche Kraft an, anderswo in der Welt das zu suchen, was ich in meiner Umgebung nicht finden konnte.

In Afrika zu beginnen und nicht nach China oder Indien zu reisen, ist eine sozusagen logische Folgerung, die mit meinem familiären Hintergrund zu tun hat. Meine drei älteren Brüder wurden in Afrika geboren. Meine Mutter war damals in einem Theater beschäftigt, sie war für eine gemischte Theatergruppe aus schwarzen und weißen Schauspielern verantwortlich. Für mich, in La Rochelle geboren, und noch keinen Fuß auf den afrikanischen Kontinent gesetzt, stellte Afrika eine Art ursprüngliches Paradies dar. Meine spirituellen Wurzeln?

Sobald mir dieser Gedanke gekommen war, war ich nicht mehr davon abzuhalten und es wurde für mich ein konkretes Projekt. Mit einer weiteren Familiengeschichte: Mein Sohn Vincent – mein ältester und einziger biologischer Sohn – musste unbedingt mit mir reisen. Er war 13, ich 36. Wir begannen, zusammen die Reise zu organisieren. Es ging um mein physisches Überleben. Und, davon war ich überzeugt, um unser spirituelles Wohl.

Reiseziel: Lomé, im Togo gelegen, über Marseille und Ouagadougou in Burkina Faso.

Zu dieser Zeit konnte ich mich noch normal, wenn auch langsam und leicht wacklig, fortbewegen. Ich brauchte also weder Spazierstock noch Rollstuhl. Am Rande eines Weges zwischen Ouagadougou und Lomé geschah etwas Erstaunliches. Ein Verlangen, barfuss zu gehen kam über mich, ich zog die Schuhe aus und lief barfuss im heißen Sand der Strasse entlang. Ein tiefes Wohlbefinden breitete sich in meinem ganzen Körper aus. Vom sandigen Boden aus, durch meine Füße bis hin zur Haarwurzel. Ich blieb stehen, ohne mich zu bewegen, die Füße im Sand vergraben und mit geschlossenen Augen.

In den darauf folgenden Stunden konnte ich eine leichte Verbesserung meiner Empfindlichkeit in den Beinen feststellen. Später, viel später, erfuhr ich, dass mein damaliges Empfinden mit dem Eisengehalt der im Wüstensand sowie in unseren roten Blutkörperchen vorzufinden ist, zusammengehangen haben könnte. Als hätte eine Art magnetische Resonanz zwischen den äußeren und den inneren Eisenmolekülen stattgefunden.

Ganz materiell betrachtet, wird dieser direkte Kontakt mit dem afrikanischen Boden zur ersten Lektion meiner Reise werden: Wir Westler haben uns zu stark von der Erde getrennt; wo doch der Mensch dafür geschaffen ist, in direktem Kontakt mit der „Haut“ unserer Mutter Erde zu leben. Monate lang werde ich fast nur barfuss gehen, was keinen Zusammenhang mit einem ideologischen Hintergedanken hatte, sondern aus reinem Überlebensinstinkt geschah.

In dieser Gegend Afrikas wurde auch Voodoo, seitens der Anthropologen oft als Schamanismus eingeordnet, geboren. Es geht beim Voodoo um Ahnenkult, die Wissenschaft der Heilpflanzen (medizinisch und psychotropisch), die Wahrsagekunst und vor allem um eine große Kenntnis über die Besessenheit und Trance. Später erfuhr ich, dass es einen großen Unterschied zwischen Schamanismus und Voodoo gibt: In Zentralasien tanzt sich der Schamane in Trance, um mit den unsichtbaren Welten in Kontakt zu kommen. Er sucht so in den göttlichen wie in den verteilten Welten, um seinen Patienten heilen zu können. Im Voodoo ist es umgekehrt. Der Patient muss den Trancezustand erreichen, damit eine höhere Macht von ihm Besitz ergreifen kann, um ihn von Schmerz oder Krankheiten zu befreien. Ehrlich gesagt waren mir diese Methoden damals fremd. Ich habe dennoch gelernt, zu verstehen was es heißen kann,

besessen zu sein. Ich habe mich auch gefragt, ob ich wirklich bereit bin, mich von einer unbekannteren höheren Macht besitzen zu lassen.

Ich stelle mir so meine Fragen darüber, während mein Freund Daniel nach einem guten Fetischisten sucht, der die weiße Magie praktiziert – man erkennt sie an der kleinen weißen Flagge am Eingang ihrer Hütten. Habe ich nun diesen harten Weg zurückgelegt, mein Leben lang oft mit Vehemenz dafür gekämpft, dass sich jeder seines Körpers frei fühlen sollte, um mich nun in einer Situation wiederzufinden, mich einer nahezu mittelalterlichen, wenn nicht gar prähistorischen Therapie hinzugeben, in der individuelle Freiheit absolut keinen Sinn ergibt?

Mein Misstrauen wird jedoch durch einen ergreifenden Umstand gebremst: Noch nie habe ich mich in einer *humaneren* Gesellschaft gefühlt, als in diesem kleinen afrikanischen Dorf. Alles, jedes ausgesprochene Wort, jede Bewegung, und das von früh bis spät, sprüht vor Leben, geht einem direkt ins Herz, mit außergewöhnlicher Natürlichkeit. Nein, mit simpler Natürlichkeit, die nur wir Europäer als außergewöhnlich betrachten. Eine reine, tief lebendige Natürlichkeit, die unsere Seelen erwärmt.

Kurz und gut, ich vertraue diesen Menschen. Als Daniel schließlich mit einer Adresse und dem Namen eines Heilers aufkreuzt, bin ich gewillt hinzugehen.

Nun sitze ich da, mit einer Wunschliste in den Händen und einem heiteren Daniel neben mir, der sagt, dass ich auf dem Fetischistenmarkt einen Menschenschädel finden kann!

Nach diesem Ereignis fällt eine tiefe Erschöpfung über mich. Zum guten Glück nimmt das Dorfleben seinen täglichen Lauf, was für mich eine regelrechte Kur bedeutet. Alles wird geteilt. Sogar das afrikanische Zeitgefühl. Die Wochen vergehen und wir entschlacken uns regelrecht vom europäischen Rhythmus und Stress.

Die Dorfbewohner haben noch nie von einer Krankheit wie MS gehört. Ich frage mich, ob es sich wohl um eine Krankheit des modernen Lebens handeln mag. Eine Krankheit, verursacht durch den schnellen Rhythmus, den Stress. Ich bin überzeugt, dass wenn ich Afrikaner würde, ich ohne jegliche Therapien spontan geheilt würde. Geheilt durch ein ungetrübtes, ruhiges Leben.

Dann ist da noch der Ozean in der Nähe. Die Afrikaner haben Angst vor ihm und man hat das Gefühl, der ganze Kontinent drehe ihm den Rücken zu. Selbst wenn hier die Wellen ganz besonders viel Kraft und Wucht haben können, Vincent und ich lieben es, mit ihnen spielen zu gehen.

Nach sechs Monaten habe ich gerade noch so viel Geld in der Tasche, um Vincent und mir einen Flugschein von Ouagadougou zurück zu kaufen.

Der Abschied hätte schwer fallen können, wären wir nicht überzeugt gewesen, mit Sicherheit wiederzukommen. Selbst Vincent, der ein waschechter kleiner blonder Afrikaner geworden ist, fiel der Abschied nicht schwer.

Meine Beine? Seien wir ehrlich, es geht ihnen nicht besser. Aber die Situation hat sich auch nicht verschlechtert. Vor allen Dingen habe ich für tausend Jahre Optimismus aufgetankt. Ich werde ihn nötig haben, um mich wieder in den Planeten Frankreich zu integrieren. Ganz besonders in die Situation in der *Ariège*, die auf mich wartet.

Meine Frau hat sich während meiner Abwesenheit mit unseren zwei Töchtern in Paris niedergelassen. Sie hat sofort als Informatikerin Arbeit gefunden, was in den achtziger Jahren sehr einfach war. Schon schwieriger hingegen war unser Wiedertreffen. Ein erster Anlauf von Zärtlichkeit – in unserem Haus in den Pyrenäen – hat kurzfristig unsere Geschichte wieder aufleben lassen. Aber wir haben uns zu sehr auseinander gelebt. Ich habe das ganze Geld, das wir durch den Verkauf des Materials und der Tiere erhalten haben, ausgegeben. Und ich habe die afrikanische Mentalität angenommen, bin nicht mehr gewillt, in unseren verrückten großen Städten zu funktionieren.

In wenigen Tagen ist die Sache abgemacht: Wir trennen uns. Catherine wird sich um unsere Töchter und ich mich um die beiden Söhne kümmern. Mit ihnen werde ich ein neues Leben starten. Freunde werden es mir bald ermöglichen, meine Suche nach Heilung fortzusetzen. Diesmal weit ab von den Tropen: In Schweden.